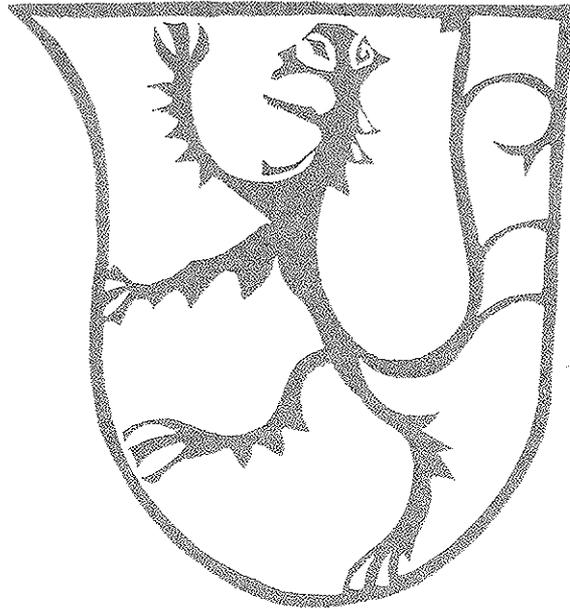


# Münchner Jahrbuch der Bildenden Kunst



DRITTE FOLGE BAND I 1950

SONDERDRUCK

Q103224

PRESTEL VERLAG MÜNCHEN



## ÜBER DIE HERRSCHAFTSZEICHEN DES MITTELALTERS

Von Percy Ernst Schramm, Göttingen

Als Friedrich I. von Preußen 1701 nach Königsberg zur Krönung reiste, bestand sein Troß aus über zweihundert Kutschen, Wagen und Karren; als sein Enkel vierzig Jahre später denselben Weg fuhr, um sich in Königsberg huldigen zu lassen, genügte ihm drei Wagen. Auf die Wiederholung der Krönung hatte bereits Friedrich Wilhelm I. verzichtet; für Friedrich II. kam sie erst recht nicht in Betracht. Die »heilige Salbflasche« und die Krönungszeremonien nannte er unnütze und nichtige Erfindungen des Aberglaubens<sup>1</sup>.

Des Preußenkönigs große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, sonst so grundverschieden von ihm, dachte in diesem Punkte nicht anders. Daß sie sich trotzdem herbeiließ, sich 1743 in Prag zur Königin von Böhmen krönen zu lassen, hatte seinen besonderen Grund; denn eben erst war dort Herzog Karl Theodor von Bayern, der Prag besetzt hatte und dort zum König ausgerufen worden war, wieder aus dem Lande vertrieben worden, und eine zur Krönungsfeier geprägte Medaille sprach daher von der »von Gott bestimmten, bis jetzt bestrittenen, endlich verliehenen« Königskrone. Was die Gekrönte sich dabei dachte, steht in einem Privatbrief an den Grafen Kinsky: dort nannte Maria Theresia ihre Krone spöttisch ein »Narrenhäubl«. Ihr Sohn hielt es schon nicht mehr für nötig, sich dem viele Jahrhunderte alten Herkommen zu fügen: Joseph II. verzichtete auf die Krönung sowohl in Böhmen als in Ungarn, und ein Professor führte aus dem Naturrecht den Beweis, daß sie nicht erforderlich sei.

Als 1775 die Krönung Ludwigs XVI. zur Erörterung stand, forderten die einen, daß die »lächerliche« Zeremonie unterbleiben solle, die anderen, daß sie wie herkömmlich in Reims vollzogen werde; der Finanzminister Turgot setzte sich dafür ein, daß die Krönung wegen der geringeren Kosten in Paris stattfand. Der König entschied sich dafür, daß die Tradition

aufrechterhalten blieb; aber in seinem Herzen wird der mit den Gedanken seiner Zeit vertraute Bourbonne sicherlich nicht viel anders gedacht haben als die Kaiserin und ihr preußischer Gegenspieler.

Gegenüber den äußeren Zeichen der Herrschaft, die früheren Zeiten so viel bedeutet hatten, waren also unter der Einwirkung der Aufklärung selbst die skeptisch geworden, denen das Ansehen ihrer Reichskleinodien unmittelbar zugute kam. Aber mochten die Herrscher auch auf die Stimmen der Philosophen und der Lehrer des Staatsrechts hören, in der breiten Menge besaßen Krone, Zepter und was sonst noch zur Krönung gehörte, noch immer ihren Nimbus. Deshalb sorgte die französische Revolution, die dem König das gesalbte Haupt abschlug, konsequenterweise auch dafür, daß alles, worin sich das Königtum bisher verkörpert hatte, vernichtet wurde. Ein Schmied zerschlug in Reims die Ampulle mit dem »Heiligen Öl«, und der reiche Kronschatz, der seit dem Mittelalter in St. Denis verwahrt wurde und von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrt worden war, wurde vernichtet oder in alle Winde zerstreut. Wir kennen ihn durch die Stiche, die der gelehrte Benediktiner Dom Michel Félibien 1706 seinem Buch über das Kloster einverleibte, und wir wissen daher, wie viele Zeugen des Mittelalters trotz aller Thron- und Modewechsel bis dahin in dieser sicheren Hut die Zeiten überdauert hatten. Erhalten geblieben bis auf unsere Tage sind jedoch nur wenige Stücke: das sog. Schwert Karls des Großen, die »Joyeuse«, in Wirklichkeit eine nordgermanische Arbeit des 12. Jahrhunderts, der sog. Thron Dagoberts, ein spätantiker Prunkstuhl, der wohl einmal den Merowingern gedient hat, die berühmte Schüssel mit dem Thronbild des Sassaniden Chosrau I., die gleichfalls schon im merowingischen Besitz gewesen sein mag, eine Prunkkanne mit antikem Kern, die von Félibien unter den Schätzen von St. Denis abgebildet

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der am 2. August 1950 im Zentralinstitut für Kunstgeschichte gehalten wurde. Aus der anschließenden Aussprache habe ich mancherlei Anregungen, Hinweise und Berichtigungen entnommen, die ich in das – sonst nur wenig veränderte – Druckmanuskript einarbeitete. Ich dachte anfangs daran, den Text noch auszubauen und laufend mit Anmerkungen zu versehen; aber schon beim Ansatz wurde mir klar, daß sich dann aus dem Vortrag

ein Buch ergeben würde. Ich habe mich auf die allernotwendigsten Hinweise beschränkt und muß den Leser bitten, den Vortrag eben als Vortrag hinzunehmen, der bestimmt war, anzuregen und Gesichtspunkte aufzuzeigen, die sich im Fortgang der Forschung als förderlich erweisen können. Vielleicht ergibt sich einmal die Gelegenheit, statt Andeutungen eine gediegene Darstellung mit den erforderlichen Nachweisen vorzulegen.

wurde und vor einem Dutzend Jahren in einer amerikanischen Sammlung wieder auftauchte, schließlich noch das eine oder andere Andenken an einen einst von ganz Europa bestaunten Schatz.

Neuerdings ist aus dem Besitz des sächsischen Königshauses eine Krone in den des französischen Staates gelangt, die als Dornenkronenreliquiar vom hl. Ludwig gestiftet wurde und lange im Besitz des Dominikanerklosters in Lüttich war. Sie hat jetzt in der *Galerie d'Apollon* des Louvre einen würdigen Platz gefunden; an ihr kann das Auge ermessen, was alles verlorengegangen ist.

In den weiteren Kreis dieser Schätze gehören schließlich auch noch die Grabbeigaben, die man im 17. Jahrhundert im Grab des Frankenkönigs Childerich († 482) fand und von Tournai nach Paris brachte. Dort ist ein Teil einem Einbruch zum Opfer gefallen, so daß wir für ihn auf alte Stiche angewiesen sind; aber der Rest dieses einstigen Merowingerbesitzes ist erhalten und bietet unserer Phantasie feste Stützen, wenn wir uns Chlodwig und seine Sippe vor unser geistiges Auge rufen wollen. Noch in neuester Zeit sind die zu diesem Fund gehörenden Schwerter Objekt wissenschaftlicher Erörterung gewesen, bei der es sich um die Herkunft des Waffenschmiedes und die Einwirkung anderer Kulturkreise handelt. Das Interessanteste in diesem Fund sind jedoch nicht Waffen und Becher mit farbenprächtigem Zellschmelz, die in dieser Epoche ihresgleichen suchen, sondern jene kleinen goldenen Insekten, die von Napoleon fälschlich für Bienen gehalten wurden und ihm den Gedanken eingaben, diese in sein Wappen zu setzen; denn da die Lilien der »deuxième race« ersetzt werden mußten, griff die dritte Dynastie zu den als Wappenfigur der ersten gedeuteten »Bienen« aus dem Childerichgrabe. Die Forschung hat inzwischen erkannt, daß es sich hier um ein Beispiel jener »Zikaden« der Völkerwanderungszeit handelt, die aus den skythischen Bezirken Südrußlands durch die gotischen Wanderungen auch in den Westen Europas getragen wurden und wahrscheinlich auf ostasiatische, chinesische Vorstellungen und Symbole zurückgehen.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Vgl. J. Braun, *Die Reliquiare*, Freiburg i. B. 1940, S. 451, Abb. 5.

<sup>3</sup> Vgl. H. Kühn, *Die Zikadenfibern der Völkerwanderungszeit*, in *Ipek* 1935, S. 85 ff.; H. Arbman, *Les Epées du Tombeau de Childéric*, in *Meddelanden fran Lunds Universitets Historiska Museum*, Lund 1948, S. 97 ff.; K. Böhmer, *Das Langschwert*

Wie ist nun die Lage in den anderen Ländern? Wir wollen versuchen, im kurzen Überblick ein europäisches Gesamtinventar aufzunehmen, um den Ort und die Bedeutung zu bestimmen, die dem Wiener Schatz der deutschen Reichskleinodien zukommt.

Noch schlechter als mit St. Denis steht es mit dem ehemaligen Schatz der englischen Könige, der in Westminster verwahrt wurde. Wir kennen ihn nur noch durch das Verzeichnis, das man in der Zeit Cromwells anlegte, als alles, was durch Jahrhunderte an Kronen, Zeptern, Schwertern, Gewändern und sonstigem Zubehör zur Krönung aufgehäuft war, der Verauktionierung zum Opfer fiel: hinter jedem Objekt steht die Angabe des Wertes, der allein nach dem Metallgewicht angesetzt wurde. Dieser Vernichtung sind allein ein Löffel, eine Ampulle und einige andere Stücke von geringer Bedeutung entgangen. Alles, was sonst im Tower von den sich zu langen Schlangen anstauenden Besuchern mit den Blicken verschlungen wird, stammt erst aus der Zeit Karls II. oder ist noch jüngeren Datums. Und da uns in diesem Falle keine verlässlichen Stiche zu Hilfe kommen, können wir nicht einmal sagen, ob die Namen, die von der Legende mit den untergegangenen Schätzen verbunden worden waren, ihre Berechtigung hatten oder nicht. Große Namen fehlen – wie es zu gehen pflegt – auch hier nicht. Ja, bereits im 14. Jahrhundert versuchte ein Traktat für Richard II. den Beweis zu führen, daß seine Insignien dieselben seien, die vor 400 Jahren König Alfred vom Papst erhalten hatte; diese These war sicherlich falsch.

Geschichtlichen Rückhalt hat nur der Name Edwards des Bekenners (1049–66); denn als 1102 sein Grab in Westminster geöffnet wurde, fanden sich in ihm Krone, Ring und Zepter, die man nicht wieder zu den Gebeinen legte, als diese der Gruft zurückgegeben wurden. Innozenz II. lehnte es zwar ab, Edward heilig zu sprechen, gewährte aber dem Kloster, das seit dieser Zeit den Königshort in seine Obhut nahm, eine Bulle, daß es auch weiterhin die »Regalia« des ruhmreichen Königs verwahren solle und nicht verkaufen oder verleihen dürfe<sup>4</sup>.

Für die Geschichte der englischen Herrschaftszeit

des Frankenkönigs Childerich, in *Bonner Jahrbücher* 148, 1948, S. 218 ff. – Für diese und weitere Hinweise habe ich Prof. J. Werner zu danken.

<sup>4</sup> W. Holtzmann, *Papsturkunden in England* II, 2 (Abhand. der Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen. *Phil.-Hist. Kl. III. F.* 14/5). Göttingen 1936, S. 250 Nr. 24.

chen sind wir also auf die literarischen und bildlichen Zeugnisse angewiesen, und diese sind nicht so eindeutig, wie man es sich wünschte. Nur fünf Ausnahmen sind zu machen: in dem Schatz, den Richard v. Cornwall als deutscher König dem Aachener Münster stiftete, findet sich ein mit einer Taube bekrönter Stab, wie man ihn in Deutschland damals nicht kannte; in England gehörte dagegen in die Hand des Königs ein »Sceptre with the Dove« – wie es aussah, läßt jener Aachener Stab, den Richard offensichtlich nach dem Vorbild seiner Heimat anfertigen ließ, ahnen. Außerdem besitzt Deutschland noch ein aus England stammendes Herrschaftszeichen: eine Tochter Heinrichs IV. (1399–1413), die einen Sohn des deutschen Königs Ruprecht heiratete, brachte dem Schatz der Pfälzer eine aus dem Besitz ihres Vaters stammende Krone zu, die infolge des Erbganges im Wittelsbacher Hause in die Münchener Schatzkammer gelangte und über die Gefahren des letzten Krieges hinübergerettet wurde<sup>43</sup>. Ferner ist hier »King Alfreds Jewel« im Ashmolean Museum in Oxford anzuführen: ein birnenförmiges, enteneigroßes, zum Aufstecken hergerichtete Kunstwerk mit dem Emailbild eines thronenden Herrschers, das laut Inschrift den Angelsachsenkönig Alfred darstellt. Handelt es sich, wie die von D. B. Harden neuerdings für das Museum verfaßte Beschreibung annimmt, um das obere Ende eines Lesegriffels oder um den Knauf eines Zepters von jener Kugel- oder Keulenform, über die vor kurzem Andreas Alföldi gehandelt hat, oder um einen Zierat von noch anderer Verwendung? Man kommt in diesem Falle über Hypothesen nicht hinaus.

Nicht ausreichend geklärt sind auch die Fragen, die sich an eine Grabbeigabe hängen, die 1939 bei dem ja noch nicht ausreichend bearbeiteten Funde von Sutton Hoo (bei Ipswich) ans Tageslicht kam. Daß dieses Grab eines in seinem Schiffe beigesezten Königs dem 7. und nicht – wie anfänglich vermutet – dem 6. Jahrhundert angehört, scheint jetzt die allgemeine Auffassung zu sein. Bei dem Fundstück, das uns angeht, handelt es sich um einen oben und unten verzierten und

rot bemalten, zepterähnlichen, sich nach unten verjüngenden steinernen Stab, der über 6 englische Pfunde wiegt und ungefähr 59 cm lang ist. Man hat anfangs von einem Wetzstein gesprochen und keltische, allerdings jüngere Parallelen angeführt; aber das schien gleich unsicher, und der Fundbericht begnügte sich zunächst mit der Feststellung: »an impressive, savage object which seems to symbolize in a striking manner the pagan Saxon king in the role of Wayland the Smith – the forger, giver, and master of the sword of his following«<sup>6</sup>. Inzwischen ist die Deutung aufgetaucht, wir hätten ein »sceptrum« vor uns; besteht sie zu Recht, dann ergeben sich viele weitere Fragen; wir hätten dann das weitaus älteste erhaltene germanische Stabsymbol vor uns.

Das fünfte Denkmal des englischen Königtums führt uns in das helle Licht der Geschichte zurück: wir sprechen – in diesem Falle trifft »last not least« wirklich zu – von »King Edward's Chair«, dem gotischen Gestühl im Umgang von Westminster, das bei jeder Krönung unter die Vierung gerückt wird, da seit dem 14. Jahrhundert auf ihm alle englischen Könige und Königinnen nach Salbung und Krönung Platz genommen haben, um die Huldigung zu empfangen.

Dieser Prunkstuhl, der noch die Reste seiner ursprünglichen Bemalung aufweist, ist um so merkwürdiger, als er gleich so gezimmert wurde, daß in seine kastenförmige Bank der Rest des einst in Scone aufgestellten schottischen Steinthrones eingefügt werden konnte, den Edward I. (1272–1307) zerschlagen ließ, um dadurch die Selbständigkeit des Nachbarlandes auch symbolisch zu zerstören. Die nach der äußeren Form nichts besagende Steinplatte verdient bestaunt zu werden – nicht wegen der sich erst nachträglich anhängenden Legende, die sie mit dem Stein zusammenbrachte, auf dem Jakob schlief, als er die Himmelleiter sah, sondern weil dieser schottisch-keltische Steinthron, auf den sich der König setzte, um sichtbar zu machen, daß er von der Herrschaft Besitz ergriff, ein Relikt ganz urtümlicher Zeiten darstellt. Ihm entsprechen in Irland Felsplatten mit Aushöh-

<sup>43</sup> Ulla Deibel, Eine pfälzische Krone in der Münchener Schatzkammer, in: Pfälzisches Museum 1927 S. 157–62 (m. Abb.), auch im Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 76 S. 32–40. – Schatzkammer der Münchner Residenz. Amtlicher Führer, München 1937 S. 133. Diese Krone (jetzt Nr. 537, früher C. 36) trägt fälschlich den Namen „Böhmische Krone“.

<sup>5</sup> The Alfred and Minster Lovel Jewels, Oxford o. J. (printed for the Visitors and sold at the Ashmolean Museum).

<sup>6</sup> R. L. S. Bruce-Mitford, The Sutton Hoo Ship Burial. A Provisional Guide, London 1947 (Trustees of the British Museum), T. 6, S. 16; Ders. ergänzend in den Proceedings of the Suffolk Institute of Archaeology and Natur. Hist., Ipswich 1948, S. 228 bis 251. Zum Datum zuletzt J. Werner in der Histor. Zeit-

lungen in Fußform, in die der Häuptling treten mußte, wenn er die Herrschaft übernahm – eine Szene, von der es in den alten Berichten über solche Einsetzungen heißt, der Stein schrie, wenn es der richtige Nachfolger sei. Zu ihr gibt es noch weitere Parallelen, die den König in seltsamer, dem übrigen Mittelalter bereits unbegreiflich gewordener Weise mit Steinen verknüpft zeigen. Ihre Deutung muß der Historiker dem Vorgesichtler überlassen; denn im keltischen Bereich bekommt man das Denken und Trachten der Steinzeit noch in ihren letzten Äußerungen zu spüren. Im Dezember 1950 ist diese Thronplatte nun auch noch ein Objekt der Kriminalistik geworden: schottischen Nationalisten ist es gelungen, sie aus Westminster zu entführen. Da er in geheimnisvoller Weise zurückgegeben wurde, kann die nächste englische Krönung wieder über dem Stein von Sconze stattfinden. Es gibt kein zweites Königsmal, in dem sich in gleicher Weise uralte Vergangenheit und neueste Geschichte vereinen.

In Schottland selbst haben sich noch einige Reste des ehemaligen Königsschatzes erhalten, die die Begeisterung Sir Walter Scotts erweckten, als sie aus langer Vergessenheit wieder ans Tageslicht gezogen wurden; aber sie reichen nicht über die Ausgangszeit der Selbständigkeit hinauf.

Die dänischen Reichskleinodien sind im Schlosse Rosenborg zu sehen, schöne Zeugnisse der Goldschmiede- und Edelsteinkunst, aber ohne Stücke aus dem Mittelalter, und das gleiche gilt von dem schwedischen Königsschatz: die Krone, die nicht mehr für eine Krönung benutzt wird, aber neben dem neuen König liegt, wenn er den Eid leistet, stammt von Erich XIV. (1560–68), ebenso die übrigen Königsinsignien. Die der Königin sind etwas jünger. Zwei Schwerter stammen bereits von Gustav Wasa. Aus dem Mittelalter selbst ist neuerdings im Reliquiar des Königs Erich des Heiligen († 1160) in Upsala eine vergoldete Kupferkrone mit Glasplättchen an Stelle von Edelsteinen ans Licht gezogen worden: ein Reif mit abgebrochenen Spitzen, die die Form von Lilien oder auch von Kreuzen gehabt haben werden. Solche

schrift 170, 1950, S. 628, und Fr. Ernst in der Festschrift Ernst Wahle 1950, S. 323 ff.; s. auch H. Kühn in Forsch. u. Fortschritte 25, 1949, S. 27–29.

7 H. C. Beering-isberg, De danske Rigsregalier og Kronjuveler paa Rosenborg, Kopenhagen o. J. (auch englisch gedruckt). – R. Cederström, De Svenska Riksregalierna och kungliga Världighetstecken, Stockholm 1942.

8 Bengt Thordemann hat zunächst einen vorläufigen Bericht

Grabkronen sind auch in Speyer und im Grabe Lothars III. in Königslutter gefunden worden. Ähnlich wie die Upsaler werden auch die Kronen gewesen sein, die die Könige des Nordens im Leben trugen<sup>8</sup>.

Im Norden gibt es noch ein altes Denkmal, das uns unmittelbar angeht: neuerdings ist erkannt worden, daß das ziboriumförmige Reliquiar, das als Inventarnummer 1 den Stolz des Historischen Museums in Stockholm ausmacht, nicht nur von kronenförmigen Verzierungen umgeben ist, sondern von einer richtigen, mit Edelsteinen geschmückten Lilienkrone, die ursprünglich gar nichts mit dem Reliquiar zu tun hatte. Noch ungeklärt ist, ob der Doppelbügel, der die obere Kalotte umspannt, einstmals zu dieser Krone oder zu einer weiteren gehört hat. Sicher ist, daß das Reliquiar aus Deutschland stammt, in Würzburg vorgefunden wurde und 1632 als Kriegsbeute nach Schweden gekommen ist. Es besteht nun noch die Aufgabe, die genaue Heimat und Entstehungszeit der Krone durch Vergleich mit verwandten Goldschmiedearbeiten festzustellen. Dann wird es sich vielleicht sogar sagen lassen, für wen sie angefertigt wurde.

Diese Entdeckung bereichert also nicht die schwedische Geschichte; aber wir dürfen in unserem Zusammenhang nicht übersehen, wie die ältere Geschichte des nordischen Königums, ähnlich wie die des angelsächsischen, durch Bodenfunde an Anschaulichkeit gewonnen hat. Die Prähistoriker haben Prunkhelme, Schwerter und Ringe zutage gefördert, die Fürsten gehört haben mögen oder doch den von ihnen einst besessenen gleichen, und wir kennen auch Stätten, wo nordische Könige erhoben wurden, wo sie zu Gericht saßen und wo sie ihr Grab fanden, haben vor allem den trotz Sutton Hoo noch immer seinesgleichen suchenden Oseberg-Fund, der greifbar macht, welche Pracht Wikingerkönige um sich hatten.

In Osteuropa vermag die Vorgeschichte nur ausnahmsweise Licht in unseren Fragenkreis zu bringen: so etwa durch die Entdeckung eines ungarischen Säbels in der Ebene östlich der Karpathen, der nach den Fundumständen um 880 angesetzt werden muß,

(Erik den Heiligen Krone, 12 S. mit Abb. und Rekonstruktionsversuch) vorgelegt. In Kürze soll ein umfangreiches Werk über den König Erich und seinen Reliquienschrein folgen.

9 O. Källström, Det Stora Stockholmsrelikvariets Motivkrone, in: Fornvännen I, 1945 (mit engl. Résumé), der über A. Goldschmidt, Ein mittelalterliches Reliquiar des Stockholmer Museums, in: Jahrb. der Preuß. Kunstsngn. 40, 1919, S. 1–16, durch technische Nachprüfung hinausgelangt ist.

arg zerstört, doch noch so erhalten, daß er als genaues Parallelstück zu jenem Säbel im Wiener Kaiserschatz erkennbar ist, den die Legende mit Karl dem Großen oder sogar mit Attila verbinden wollte, den Z. Tóth jedoch schon vor diesem Fund als ungarische Arbeit aus der Zeit vor der Landnahme identifiziert hat<sup>10</sup>. An diese beiden Waffen, die eines Fürsten nicht unwert waren, reiht sich das ungarische Zepter, ein Stab aus dem 10. Jahrhundert mit einer im Orient bearbeiteten Kristallkugel an, zu dem A. Alföldi vor kurzem mit verblüffendem Scharfsinn ein älteres Parallelstück erschlossen hat: ein wohl dem 8. Jahrhundert und der östlichen Sphäre angehörendes Kugelzepter, das vermutlich mit dem Awarenschatz in die Hände Karls des Großen fiel, dann auseinandergenommen und zu einem liturgischen Prunkstück umgearbeitet wurde und heute als die »Kanne von St. Maurice« berühmt ist<sup>11</sup>. An die Reste der vorchristlichen Zeit schließen sich in Ungarn die Stephanskronen und der von Stephans Gemahlin stammende Krönungsmantel an. Zu dem byzantinischen Reif, der den unteren Teil der Stephanskronen bildet und der im 11. Jahrhundert entstanden ist, gehören als Parallele noch Fragmente einer weiteren byzantinischen Krone des 11. Jahrhunderts im Budapest Nationalmuseum, die wohl auch einmal als Geschenk des byzantinischen Kaisers an den ungarischen Hof gelangt sind<sup>12</sup>.

Während vom alten ungarischen Kronschatz also nicht viele, aber die wichtigsten Stücke erhalten geblieben sind, ist der polnische dagegen zugrunde gegangen. In Warschau wird nur ein Zepter aus jüngerer Zeit verwahrt, und in Plock haben sich zwei Kronen erhalten: die eine, die ein gotisches, von Kö-

nig Kasimir 1370 gestiftetes Kopfreliquiar des hl. Sigismund schmückt, ist laut Inschrift im Jahre 1601 angefertigt worden und besteht aus einem reichverzierten, von Ornamenten überhöhtem Reif, der wie bei einer Plattenkrone unterteilt ist. Handelt es sich von Anfang an um eine Votivkrone? Auch in diesem Falle ergäbe sich eine Vorstellung von den polnischen Kronen dieser Zeit, denn es handelt sich um einen polnischen oder böhmischen Künstler. Die andere Krone hatte ursprünglich die Form eines Reifens; doch ist er geöffnet und geradegebogen worden, um als Querholz eines Altarkreuzes Verwendung zu finden. In diesem Falle handelt es sich um ein Werk des 13. Jahrhunderts<sup>13</sup>.

Vielleicht ist hier auch noch eine gewölbte, handtellergröße »Armilla« (Armspange) einzureihen, die aus Leningrad in die Baseler Sammlung Hirsch gelangte und möglicherweise aus einem Charkower Kloster stammt. Denn die sie schmückende Darstellung des Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes läßt erkennen, daß es sich um ein gegen 1170/80 entstandenes Werk der Maas-Schule handelt, das in seiner Form jenen untergegangenen Armillae ähnelt, die einmal zum Nürnberger Schatz gehörten, aber nur noch durch Delsenbachs Stiche bekannt sind. Man kann sich ihren Wanderweg nicht vorstellen, ohne daß der Herzog von Polen dabei eine Rolle spielte<sup>14</sup>.

Schließlich muß hier auch noch die Kopie der Heiligen Lanze genannt werden, die Kaiser Otto III. nach der bekannten Reichsreliquie anfertigen ließ und dem Herzog Boleslaw Chrobry schenkte, als er ihn stärker als bisher an das Reich heranzog. Von dieser »Replik«, die im Schutze der Krakauer Kathedrale die

<sup>10</sup> Zoltán Tóth, Attilas Schwert, Budapest 1930; L. Kiss, Der altungar. Grabfund von Geszteréd (ungar. u. deutsch.), ebd. 1938 (Archaeologia Hungarica XXIV); dazu N. Fettich, Die altungar. Kunst, Berlin 1942 (Schriften zur Kunstgesch. Südosteuropas I), S. 29 ff.

<sup>11</sup> A. Alföldi, Die Goldkanne von St. Maurice d'Agaune, in der Zeitschrift für schweizer. Archäol. u. Kunstgesch. X, 1948, S. 9–27 (Tafel 17: das ungar. Zepter).

<sup>12</sup> Magda Bárány-Oberschall, Konstantinos Monomachos császár koronája, Budapest 1937; Dies., Localisation of the Enamels of the Upper Hemisphere of the Holy Crown of Hungary, im Art Bulletin 31, 1949, S. 120–26: nicht Italien, sondern Deutschland (dort die ältere Lit., aus der ich hier noch nenne G. Moravcsik, The Hungarian Holy Crown in the Light of histor. and philol. Research, im Memorial Book to St. Stephan, Budapest 1938). Die Lit. über die ungarische Krone als Inbegriff der Staatsgewalt im Deutschen Archiv VIII, 1950,

S. 337. Hoffentlich erhält die Wissenschaft – was bisher nicht der Fall war – jetzt endlich einmal ausreichende Informationen und Photographien, die es möglich machen, Alter und Herkunft des Bügels der Stephanskronen eindeutig zu bestimmen.

<sup>13</sup> Das Zepter sah ich bei einem Empfang im Warschauer Schloß; ich vermute, daß es erst aus dem 18. Jahrhundert stammt. Über die jüngere Krone vgl. J. Braun, Die Reliquiare, Freiburg i. B. 1940, Tafel 128, Abb. 488; gute Aufnahmen machte mir Direktor Dr. H. Schnitzler, Köln, dem ich auch sonst zu danken habe, zugänglich. Für die ältere Krone wies mich Direktor Dr. Müller, München, für den das gleiche gilt, auf die Publikation: Adam Bochnak i Julian Pagaczewski, Dary Złotnicze Kazimierza Wielkiego dla Kościołów Polskich, Kraków 1933.

<sup>14</sup> Ausgestellt 1949 auf der Berner Ausstellung mittelalterlicher Kunst und daher in deren Katalog mit genauen Angaben vermerkt. Eine Photographie ließ mir Prof. Dr. Usener-München, dem ich gleichfalls Dank abzustatten habe.

Wirbel der Jahrhunderte überstanden hat, konnte Albert Brackmann 1937 eine bisher fehlende photographische Aufnahme neben einer des Originals abbilden. Dadurch sind nun die Entsprechungen einerseits, die Unterschiede andererseits nachprüfbar geworden, die zwischen den beiden, für die Anfänge der deutschen und der polnischen Geschichte so wichtigen Denkmälern bestehen; der Wille des Gebers, dem Herzog etwas dem Reichszeichen Entsprechendes zu schenken, ist unverkennbar<sup>15</sup>.

Besser als Polen ist Böhmen gefahren. Aber was der Prager Domschatz noch birgt, ist doch nur ein kleiner und nicht einmal sehr repräsentativer Teil dessen, was einstmals vorhanden gewesen sein muß<sup>16</sup>. Doch ist hier außer alten Waffen und Rüstungen mitzurechnen, was Kaiser Karl IV. dem Reichsschatz an Reliquiaren, Gewändern usw. hinzufügte und was er an das Aachener Münster schenkte.

Es fehlen in unserem Überblick noch der Süden und der Südwesten, denn den Südosten können wir hier auslassen: aus dem Mittelalter ist wohl gar nichts erhalten geblieben, und von den Herrschaftsinsignien und -gewändern der byzantinischen Kaiser, deren Pracht die Denkmäler und Bilder ahnen lassen, hat außer den beiden Kronenfragmenten in Ungarn nichts die Stürme der Zeit überdauert.

Aus dem Südwesten, also von der iberischen Halbinsel, ist gleichfalls leider auch nicht viel zu vermelden – es sei denn, daß man die durch die Bürgerkriege bedroht gewesene, aber erhalten gebliebene und in den ursprünglichen Zustand zurückversetzte Königshalle von Naranco, einen Bau des 9. Jahrhunderts, und die erst im 19. Jahrhundert wiederentdeckten westgotischen Weihekronen mitzählt, die Frankreich auf dem Wege des Tausches neuerdings an Spanien zurückgegeben hat. Ist eine von ihnen einmal von einem König getragen und dann umgearbeitet worden, um über einem Altar aufgehängt zu werden? Oder sind sie alle erst zu diesem Zwecke angefertigt worden?

<sup>15</sup> Berliner Sitzungsberichte, wiederholt in A. Brackmann, Gesammelte Aufsätze, Weimar 1941, S. 211–41 mit Tafel I.

<sup>16</sup> A. Podlaha – K. Vrba, Die Kroninsignien des Königreiches Böhmen, Prag 1912; s. auch A. Podlaha – E. Sittler, Der Domschatz in Prag, Prag 1903, ferner (auf tschechisch) J. Cibulka, ebd. 1934–5 und 1941. Rüstung und Schwert des Hg. Wenzel sowie das Schwert des Hg. Stephan sind verschiedentlich behandelt worden.

<sup>17</sup> Zu den Abbildungen in der reichillustrierten Hist. de España

Diese Annahme liegt näher; aber man kann sich, wenn man die Reifen betrachtet, zum mindesten eine Vorstellung machen, wie germanische Kronen in der Zeit zwischen dem Abflauen der Völkerwanderung und der Ausweitung des Karolingerreiches ausgesehen haben. Insofern sind sie einzigartig. Aus den folgenden Jahrhunderten hat sich kaum eine der zahlreichen Kronen erhalten, welche einmal die Könige von Kastilien, Leon, Portugal, Navarra und Aragon getragen haben. Da in Portugal eine Krönung nie stattfand und sie in Kastilien und Aragon im späten Mittelalter wieder abkam, lag keine Notwendigkeit vor, den Kronschatz zu horten, und aus den Tagen der beiden letzten Krönungen, die in Aragon stattfanden, haben wir Belege, daß die Krone erst einmal aus der Hand von Pfandleihern zurückgeholt werden mußte. Hier greifen wir es mit Händen, warum so viele Herrschaftssymbole zugrunde gegangen sind: ihr hoher Wert verführte nur allzu oft dazu, sie in Zeiten der Not zu Geld zu machen. So sind Helm und Thron des Königs Martin von Aragon († 1410), ferner die vor kurzem aus dem Grabe des Infanten Fernando de la Cerda († 1275) in Las Huelgas bei Burgos ans Licht gehobenen Gewänder sowie einige Fahnen wohl das einzige, worin wir das spanische Königtum des Mittelalters noch greifbar vor uns haben<sup>17</sup>.

Und nun noch der Süden, d. h. zunächst Nord- und dann Süditalien. Aus gotischer und langobardischer Zeit besitzen wir, wenn wir von Prunkfibeln und dem sog. Panzer Theoderichs – einer in jeder Weise willkürlichen Deutung – absehen, noch das Kopfschild eines Prunkhelms mit dem Thronbild des Königs Agilulf, das uns, zusammen mit nordischen Funden – eine Vorstellung von jenen Goldhelmen vermittelt, die in den literarischen Quellen bezeugt sind. Etwa in die karolingische Zeit gehört die »Eiserne Krone von Monza«, die innen mit einem Eisenring abgesteift ist. Erst im späteren Mittelalter ist sie bei Krönungen nachzuweisen, und die Legende, wonach der Eisen-

von A. Ballesteros y Beretta (Barcelona 1918) vgl. noch Manuel Gómez Moreno, El Panteon Real de las Huelgas de Burgos, Madrid 1946 (Inst. Diego Velasquez). – Bei der Korrektur erfahre ich, daß im Grabe Sanchos IV. von Kastilien (1284–95) in Toledo Schwert und Krone gefunden wurden. Auch von seinem Großvater, Fernando III. dem Heiligen († 1248), haben sich zwei Schwerter sowie Gewandreste erhalten; vgl. das Referat über einen Vortrag von Manuel Gómez Moreno im Archivo Hispalense (Sevilla), 2. época 1949 Nr. 33 S. XXXII ff.

ring aus einem Nagel Christi angefertigt wurde, reicht gleichfalls nicht in das hohe Mittelalter hinauf.

Neben diesen Trümmern nimmt sich das normannische Erbe sehr stattlich aus. An Ort und Stelle befindet sich allerdings nur noch eine Krone, die dem Leichnam der ersten Gemahlin Friedrichs II. in einem der Porphyrsärge in Palermo mitgegeben wurde – über sie hat Josef Déer eine Untersuchung angekündigt, die diesem bisher nicht genügend beachteten Denkmal den ihm gebührenden Platz anweisen wird. Aber zum sizilianischen Königsschatz gehörten ja auch noch jene herrlichen Gewandstücke, die als Erbe der Kaiserin Constanze in den Besitz der Staufer kamen und sich dadurch als Teil des Reichsschatzes erhalten haben. Daß die Kaiser sie sich zu eigen machten und statt dessen zugrunde gehen ließen, was sie bisher an Gewändern besessen hatten, zeigt, wie einzigartig der sizilianische Ornat schon in dieser Zeit angesehen wurde. Der Bestand muß einstmals noch größer gewesen sein; denn der unförmig lange Gürtel, den Kaiser Karl IV. herstellen ließ und den die Kaiser schließlich wie eine Stola um die Schultern legten, um seiner Länge Herr zu werden, war sicherlich Ersatz für einen normannischen Gürtel oder – wie wir besser sagen – ein Lorum; denn auf den Mosaiken in Palermo erscheinen ja die Normannenkönige mit jener langen Binde, die die byzantinischen Kaiser (gemäß der bis in die Spätantike zurückreichenden Tradition) um Schultern und Leib schlugen, um dann das eine Ende über den linken Arm herabfallen zu lassen. Daß die normannischen Gewänder die byzantinische Kaisertracht nachahmten und daher von ihr eine greifbare Vorstellung vermitteln, erhöht noch ihren historischen Wert. Die roten Stiefel des Basileus, von denen so oft die Rede ist, weil sie als Abzeichen des Kaisers im Osten eine ähnliche Bedeutung hatten wie die Krone im Westen, haben wir noch vor uns in den roten, mit Perlen bestickten Socken, die von Heinrich VI. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Kaiser getragen haben.

Und damit sind wir nun bei dem Kaiserschatz, den die Staufer auf dem Trifels bargen, den die folgenden Herrscher mit sich führten – nach Wien, nach Prag,

nach Budapest –, den Sigismund auf Drängen der Reichsstände den Nürnbergern anvertraute und den Wien übernahm, als die Reichsinsignien dem Zugriff Napoleons entzogen werden mußten. Dieser Schatz, zu einer Hälfte Insignienhort und zur anderen Reliquiensammlung und daher für die gläubigen Betrachter verknüpft mit Bußnachlässen wie die ehrwürdigsten Dom- und Klosterschätze, war vor der Flucht vor den Franzosen, wie wir aus der Beschreibung Christian Gottlieb von Murrs (1789–1801) und den Stichen Johann Adam Delsenbachs († 1765) wissen, noch reichhaltiger; aber alles Wesentliche ist nicht nur erhalten, sondern auch trotz aller Wanderungen noch in vorzüglichem Zustande. Über den Schatz als solchen etwas zu sagen, erübrigt sich; denn wer kennt ihn nicht oder hat nicht zum mindesten Abbildungen von ihm mit den Augen verschlungen? Er ist zu allen Zeiten bestaunt worden, und das zu Recht; denn er vereinigt nicht nur die ehrwürdigsten Denkmäler unserer Geschichte, sondern auch die Spitzenleistungen des Kunstgewerbes aller Jahrhunderte von den Karolingern bis zu den Habsburgern. Nicht nur das: es handelt sich – das sollte unser Überblick über die Schatzbestände Europas deutlich machen – um etwas auf der ganzen Welt völlig Einmaliges. Ungarn hat die Hauptinsignien hinübergerettet; alle anderen Länder haben nur Trümmer ihrer Königshorte bewahrt, viele sogar gar nichts mehr. Der Reichsschatz ist dagegen im wesentlichen beisammen geblieben.

Zu dem, was der Wiener Schatz birgt, kommt noch das, was das Aachener Münster verwahrt: das Evangelienbuch Karls des Großen, auf dem die Herrscher den Eid ablegten, die Geschenke Ottos III. und Heinrichs II., die Stiftungen Richards von Cornwall und Karls IV. Und damit noch nicht genug: in Bamberg, in München, in Essen, in Hildesheim, in Braunschweig befinden sich weitere Kronen und Gewänder. In der Goslarer Pfalz steht noch ein Salischer Thron. In Schweden hat sich – wie schon erwähnt – eine Krone angefundener; in den Königsgräbern zu Speyer und Königslutter hat man außer Stoffresten kupferne Repliken der Insignien entdeckt<sup>18</sup>; eine untergegangene Krone Ottos II. ist vor einigen Jahren in einer

<sup>18</sup> Daß man die Speyerer Gräber bereits vor dem ersten Weltkrieg öffnete, daß aber heute – nach mehr als vier Jahrzehnten – noch immer keine wissenschaftliche Veröffentlichung aller Ergebnisse vorliegt, ist eine Tatsache, die hier festgenagelt werden muß. Die Ruhe von Gräbern zu stören, ist dann

gerechtfertigt, wenn dadurch der Forschung ein Dienst geleistet wird. Ich habe mir sagen lassen, welche Umstände die Einlösung dieser Verpflichtung hinausgezögert haben; sie dünken mir nicht durchschlagend. Wie stehen die verantwortlichen Stellen jetzt zu der ungelösten Aufgabe?

sehr genauen Zeichnung von etwa 1500 bekannt geworden<sup>19</sup>. Als Zepter Friedrichs II. ist von Adolph Goldschmidt ein vergoldeter Bronzefalke auf einer kleinen Kugel, die den Aufsatz eines Stabes gebildet haben muß, angesprochen worden; dem widersprechen jedoch Größe und das geringwertige Material, es wird sich wohl um ein Heeres- oder Hofzeichen dieses Stauferkaisers handeln<sup>20</sup>. So ließe sich noch länger fortfahren. Nimmt man alles zusammen, so ergibt sich, daß Deutschland an solchen Schätzen mehr birgt als alle anderen Länder Europas zusammen. —

Dieser überraschende Befund, der sich aus unserem Überblick ergibt, gibt ein Rätsel auf. Man sollte meinen, daß bei einem so häufigen Wechsel der Dynastien, wie ihn keines der Nachbarländer Deutschlands außer Polen erlebt hat, die Gefahr des Unterganges ganz besonders groß hätte sein müssen. Tatsache ist jedoch, daß der Nürnberger Schatz sich durch seinen Reichtum selbst neben den nie annähernd so ernst gefährdeten Horten von St. Denis und Westminster behauptete, als diese noch nicht der Zerstörung zum Opfer gefallen waren.

Da hat wohl der Zufall oder — dürfen wir sagen? — glückliche Fügung mitgesprochen, aber entscheidend war ein tieferer Grund. Wir müssen uns darauf besinnen, daß (wenn es im späten Mittelalter Doppelkönige gab) der eine geltend machte, an der richtigen Stelle, d. h. in Aachen, geweiht worden zu sein, und sein Gegner sich dann darauf berief, nicht die Stätte der Krönung sei entscheidend, sondern der Vollzug mit den richtigen Insignien, eben jenen, die jetzt in Wien verwahrt werden. Auch gewahren wir von Konrad I. an, der sterbend seine Herrschaftszeichen an Heinrich von Sachsen übersandte, daß bei jedem Wechsel der Dynastie der Aushändigung der Insignien an die neue der größte Wert beigemessen wird. Als Heinrichs II. Witwe die Insignien Konrad II. aushändigte, da machte sie ihn, laut Wipo, dadurch zum Herrscher fest: *corroboravit*. Das ist der Ausdruck, der bei den Urkunden das Anbringen von Siegel und Monogramm bezeichnete. So war das Tragen der richtigen Herrschaftszeichen das Siegel auf die Rechtmäßigkeit der Herrschaft, und deshalb zeigte sich der Herrscher in seinem Schmuck an den hohen Festtagen des Jahres — ein Akt, für den der Ausdruck »Festkrönung« aufgenommen ist.

Das bedeutet: in Deutschland stand der dingliche Charakter dieser Herrschaftszeichen im Vordergrund.

Für England, Frankreich und die spanischen Reiche traf das nicht in gleichem Maße zu, wenn ihnen diese Tendenz auch nicht fremd war. Es gab in allen diesen Ländern keine Krone, die so angesehen war, daß aus ihrem Fehlen ein Argument gegen die Rechtmäßigkeit einer Krönung entnommen werden konnte. Und während in Aachen Karls Steinsitz in seiner Schlichtheit unverändert bis heute bestehen blieb, wurde in Reims zu jeder neuen Krönung eine neue Estrade mit einem neuen Königsthron aufgeschlagen. Es ist bekannt, daß auch die deutschen Könige immer noch andere Kronen neben der Wiener besessen haben; aber die englischen und die französischen nannten im späten Mittelalter gleich ein Dutzend oder mehr ihr eigen, und in den Testamenten der spanischen Könige wird des langen und breiten bestimmt, wer die vielen Kronen und Reifen erben soll, die sie jeweils besaßen. So wie die Mode wechselt, wird eine neue Krone in Auftrag gegeben und dafür eine andere auseinandergebrochen, um Gold und Geschmeide neu zu verwenden. Irgendeine Krone, irgendein Zepter muß zur Stelle sein, wenn eine Königsweihe oder eine »Festkrönung« gefeiert wird; ererbt oder neu — der Unterschied ist nicht entscheidend. Die Eigenschaft, Zeichen zu sein, überwiegt den dinglichen Charakter.

Hier zeigt sich ein Unterschied zwischen Deutschland und den westlichen Reichen, der eine verschiedene Einstellung zu Ding und Zeichen erkennen läßt — wir werden auf ihn zurückkommen.

Zunächst malen wir uns auf Grund der bisher getroffenen Feststellungen einmal die Möglichkeit aus, es ließen sich einmal alle die aufgezählten Schätze in einer Ausstellung vereinigen oder — wenn dieser Gedanke allzu utopisch ist — sie ließen sich wenigstens in einem großen *Corpus regalitatis medii aevi* bildmäßig aneinanderreihen. In diesem Falle wünschte man sie sich chronologisch geordnet, sofern sie nicht als byzantinisch, als ungarisch-vorchristlich oder keltisch einen Sonderplatz zu beanspruchen hätten. Denn alle übrigen Denkmäler gehören, mögen sie nun aus Schottland oder aus Polen stammen, in einen großen Kulturzusammenhang.

Auf dem Gebiete der Staatssymbolik ist die abendländische Gemeinsamkeit ja überall mit Händen zu greifen. Man nehme zu den Insignien noch die Titu-

<sup>19</sup> F. Rademacher, Eine Krone Kaiser Ottos II., in *Zeitschr. des Dt. Vereins für Kunstwiss.* 1, 1934.

<sup>20</sup> *Art in America*, 30. July 1942.

aturen, die Herrscherbilder, die Siegel, die Münzen, die Urkunden hinzu – überall zeigt sich, daß, wenn ein Land einen neuen sinnfälligen Ausdruck für das, was es darstellen wollte, gefunden hatte, die Nachbarn dies nachahmten, um nicht zurückzustehen. Wo ließe sich die Richtung, die das Selbstbewußtsein, der politische Ehrgeiz der abendländischen Völker im Mittelalter nahm, sicherer erkennen als hier?

Die Karolinger ergreifen neben dem langen Stabe, dem *Baculus*, ein Kurzzepter, weil die Kaiser des Altertums es geführt hatten; ihnen machen das wieder die angelsächsischen Könige nach. Die Ottonen führen eine Heilige Lanze; der Herzog von Polen ist stolz darauf, daß er sich eine Nachbildung mit Splintern der Originallanze voraustragen lassen kann, aber auch der König von Frankreich ruht nicht, bis er gleichfalls eine Heilige Lanze besitzt – sie fällt ihm aus der 1204 in Konstantinopel gemachten Beute zu. In Frankreich wird den beiden Stabsymbolen ein verschiedener Sinn unterlegt, in England tut man dasselbe usw.

Bei dieser Wanderung der Herrschaftszeichen – es gibt ein älteres französisches Werk mit dem Titel »*La migration des symboles*«, das uns allerdings in diesem Zusammenhang nicht weiterführt –, bei dieser Wanderung, die die Könige einander angleicht, treten nun aber auch die Eigenarten der einzelnen Völker heraus. Das französische Königszepter wird von einer Schwurhand bekrönt, da es auf die Wahrung des Rechts durch den König bezogen wird, und heißt deshalb kurzweg »*la main de justice*«; noch Napoleon I. hat sich als König von Italien eine solche »Gerichtshand« anfertigen lassen. In England erhält das Königszepter dagegen als Zier jene Taube, von der bereits die Rede war; denn auf der Insel wird bei der Deutung dieses Stabes der Nachdruck auf die Wahrung des Friedens gelegt.

In England ist es im hohen Mittelalter auf diese Weise zu der Bildung eines Herrschaftszeichens gekommen, das nur hier nachzuweisen ist. Der König beanspruchte nämlich nicht nur jene beiden Stäbe, sondern auch noch den Reichsapfel. Dadurch ergab sich die Schwierigkeit: drei Insignien und nur zwei Hände! Durch einen ingeniosen Einfall ist diese Schwierigkeit überwunden worden: auf Bildern sieht man, wie der König mit der Hand eine Kugel umfaßt, bei der das sie krönende Kreuz so in die Länge gezogen ist, daß sein Stamm dem Kurzzepter entspricht: damit waren zwei Herrschaftszeichen, der Reichsapfel und

das Sceptrum, zu einem neuen kombiniert. So führte die Wanderung der Herrschaftszeichen sowohl zu deren Umdeutung als auch zu deren Umwandlung.

Ein weiteres Beispiel wird uns noch einen Schritt weiter führen. Der Reichsapfel galt als Vorrecht des Kaisers. Das ist am deutlichsten an einem Siegelstempel Heinrichs III. mit Kurz- und Langstab aus seiner Königszeit zu beobachten, der nach seiner Kaiserkrönung derart umgeschnitten wurde, daß an die Stelle des Kurzstabes der Reichsapfel trat – die Abdrucke aus dieser Zeit lassen noch das beseitigte obere Ende des Stabes ahnen. Zu einem weiteren Vorrecht des Kaisers wurde der Bügel über der Krone; begegnet er – wie es z. B. an der Schwelle zur Neuzeit in Frankreich festzustellen ist – über einer Königskrone, dann ist sicher, daß deren Träger den Abstand zwischen Kaiser und König verwischen wollte. Zu erinnern ist hier an den Spruch Walthers von der Vogelweide: »*die circel sint ze hère*«; d. h. die Träger der Reifenkronen, die Könige, sind zu anmaßend gegenüber dem Träger der Bügelkrone, dem Kaiser.

Dieser Bügel war bereits in karolingischer Zeit üblich: das zeigen sowohl die Herrscherbilder als auch eine alte Glosse zu Einhard, in der der Bügel als Sinnbild für die Herrschaft über den Weltkreis, den »*orbis terrarum*« gedeutet ist. Die ursprüngliche Form ist jedoch nicht in dem hahnenkammartigen Bügel der Wiener Krone zu sehen, sondern in dem gekreuzten Doppelbügel mit aufwärtsgekehrten Flächen, wie ihn z. B. die Statuette der *Sainte Foix* von Conques und die Stephanskrone zeigen. Mit der Ableitung dieser Bügelkrone aus dem Kaiserhelm der Spätantike hat sich neuerdings Josef Déer beschäftigt, dessen Ergebnisse erst zum Teil gedruckt vorliegen<sup>21</sup>; und mit der Herkunft des Spangenhelms, von dem der Kaiserhelm nur einen Sonderfall darstellt, hat sich soeben – über Andreas Alföldis Ergebnisse hinausführend – Joachim Werner befaßt: er erklärt ihn für eine östliche, wahrscheinlich iranische Erfindung<sup>22</sup>. In diesem Zusammenhang gehört die langobardische Agilulf-Platte, die ja die Stirnplatte eines Prunkhelms gebildet haben muß, gehört der goldene Helm, der für Karl den Großen bezeugt ist, und gehört auch noch die »*galea*«, die im 10. Jahrhundert der angelsächsische Königsordo an Stelle der »*corona*« anführt.

<sup>21</sup> Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte VIII, 1950, S. 51–87.

<sup>22</sup> Prähistorische Zeitschrift 34–35, 1949/50, S. 178–93.

Nun gab es in karolingischer Zeit neben diesen Bügelkronen auch einfache Kronreifen, die mit Edelsteinen und Perlen besetzt waren und dadurch kund tun, daß sie sich in die antike Tradition der mit Edelsteinen und Perlen verzierten Stirnbinde einfügen wollen. Über diese wiesen sie nur dadurch hinaus, daß ihr oberer Rand von dreiteiligen Zieraten überhöht ist, in die bereits im 9. Jahrhundert die Lilienform hineingesehen worden ist – was Anlaß zu allegorischer Ausdeutung gab.

Bügelkrone und Lilienkrone – sie stammen also aus zwei ganz verschiedenen Traditionen. Aber sie weisen durch Weglassen dort und Zufügen hier über sie auch wieder hinaus. Die bei der Wanderung der Herrschaftszeichen vollzogene Umwandlung kann also so weit gehen, daß das Neue das Alte in den Schatten drückt, so daß man von Neuschöpfung sprechen muß – den Ausdruck »Erfinden« wird man gut tun zu vermeiden, da er einen zu rationalen Unterton hat.

Von Neuschöpfung wird man vor allem im Hinblick auf die Wiener Krone reden müssen, obwohl sich auch bei ihr zeigen läßt, daß manche Einzelheit durch Tradition gebunden war. Auf Grund der durch Gegenargumente wohl kaum noch zu erschütternden Untersuchungen Hansmartin Decker-Hauff's, dürfen wir wohl annehmen, daß sie nicht erst aus der Zeit Heinrichs II. stammt, sondern daß sie bereits zu jenem »*mirus ornatus novusque apparatus*« gehörte, den Otto I. sich laut Liutprand für seine Kaiserkrönung anfertigen ließ<sup>23</sup>. Es handelt sich um eine Plattenkrone, wie sie die byzantinischen Kaiser trugen, d. h. um einen Reif, der aus einer Reihe von Platten gebildet war, also ein Vieleck darstellte. Im Gegensatz zu den byzantinischen Platten, die – wie Bilder und die beiden ungarischen Kronen beweisen – entweder gleich groß waren oder von der Stirnplatte aus kleiner wurden, weist die Wiener Krone bekanntlich vier größere und vier kleinere Platten auf, die sich abwechseln und so ein längliches Achteck bilden. Ferner hat sie keinen Doppelbügel mehr, sondern nur noch jenen senkrecht gestellten, hahnenkammartigen Bügel, der laut Inschrift zwar erst aus der Zeit Konrads II. stammt, der aber nach dem Seitenstettener, einstmals den Magdeburger Altar zierenden Elfenbeinrelief mit dem Bildnis Ottos I. schon dessen Krone eigen war.

<sup>23</sup> Ich beziehe mich auf zwei in Göttingen gehaltene Vorträge, auf die eine ausgiebige Aussprache folgte, und verweise auf den Kurzbericht über den in München gehaltenen Vortrag

Der Form der Krone einen tieferen Sinn zu unterlegen, war ja bereits in karolingischer Zeit versucht worden, wie die den Bügel betreffende Glosse und die Deutung des Lilienornaments bei Sedulius Scottus belegen. Daß die Wiener Krone den Herrscher nicht nur zieren, ihn nicht nur als Kaiser ausweisen sollte, das hat man von jeher empfunden; denn ihr Achteck, d. h. das doppelte Quadrat, das durch die vier größeren und die vier kleineren Platten festgelegt ist, sowie die vier Emails: der als König thronende Christus, König Hiskia vor dem Propheten Jesaja, David und Salomo, sie stoßen den Betrachter ja geradezu darauf, nach einem tieferen Sinne zu fragen. Jedoch ist die Sprache, in die das Mittelalter seine Weisheit einzukleiden liebte, nur verstehbar, wenn – so möchte ich mich ausdrücken – der richtige allegorische Code gefunden ist. Wiederum ist es H. Decker-Hauff gewesen, der – von der Zahl der Perlen und Steine ausgehend und die Literatur über die Bedeutung der Edelsteine ausschöpfend – die bisher nur im Groben gedeutete allegorische Geheimsprache der Krone wohl bis zur letzten Vokabel verständlich gemacht hat. Ich gehe, um dem Entzifferer nicht vorzugreifen, auf die Einzelheiten nicht ein und brauche es in diesem Zusammenhang auch nicht; denn das, worauf es mir ankommt, muß schon deutlich geworden sein: die Wiener Krone ist bei allem Zusammenhang mit den verschiedensten Traditionen wirklich eine Neuschöpfung – eine Neuschöpfung, bei welcher der untergelegte Sinn die Form bestimmt, nicht nur deren äußere Gestalt modifizierte, wie das der den Kurzzeptern zugeschriebene Sondersinn bei deren Spezifizierung als »*main de justice*« oder Friedensstab tat.

Wanderung, Wandlung, Neuschöpfung, das sind – so können wir nunmehr feststellen – drei Kategorien, die feste Anhalte bieten, um die Fülle der mittelalterlichen Herrschaftszeichen aufzuteilen, und es ergäbe sich nun die Aufgabe, festzustellen, wie die Länder Europas zusammenhängen, indem sie sich Insignien der Nachbarn zu eigen machten, wie sie sie bewahrten oder abwandelten und schließlich: wann sie im Bereich der Herrschaftssymbolik schöpferisch waren. Doch wollen wir diesen Weg nicht weitergehen, sondern uns mit der Feststellung begnügen, daß das Abendland im Bereich der Herrschaftszeichen nie wie-

(Kunstchronik H. 1, 1951). Hoffentlich erhalten wir bald das angekündigte Buch, das die Grundlage für die weitere Diskussion bilden wird.

der eine gleich großartige, im wahren Sinne des Wortes sinnvolle Leistung hervorgebracht hat wie die vom Bügel überhöhte, achteckige Plattenkrone Ottos I. Innerhalb des einmaligen Wiener Schatzes gebührt ihr wiederum eine Sonderstellung. —

Wir setzen statt dessen bei einer bereits wiederholt gemachten Beobachtung ein: Form und Sinn, sie stehen in einer Wechselbeziehung, bei der die aktive Rolle zwischen ihnen hin und her wandert; denn unablässig bleibt die Phantasie damit beschäftigt, die Form prächtiger zu gestalten und dann dafür einen tieferen Sinn zu finden, oder die Bedeutung zu steigern und dann dafür eine sichtbare Einkleidung zu suchen.

Das anschaulichste Beispiel ist die päpstliche Tiara. Sie entsteht aus einer spitzen Haube mit verziertem Rand. Daß ihre Fläche mit weißen Pfauenfedern geschmückt wurde, mußte ja eine allegorische Auslegung geradezu herbeirufen; doch kann man auch Pfauenfedern statt weißer Seide gerade deshalb genommen haben, um eine solche Auslegung zu ermöglichen. In der Konstantinischen Fälschung ist dies Phrygium bekanntlich dadurch mit der Kaiserkrone verknüpft worden, daß Papst Silvester I. sie als Ersatz für das ihm angeblich verliehene, aber aus Bescheidenheit nicht angelegte Kaiserdiadem wählte. Daher wird das Phrygium schon in der karolingischen Zeit »Regnum« genannt, womit aus einem Teil der päpstlichen Amtstracht ein Hoheitszeichen geworden ist. Die Randverzierungen werden im Laufe der Zeit prächtiger, so daß bereits im 11. Jahrhundert Benzo von Alba als Feind Gregors VII. behaupten kann, dieser habe sein Phrygium mit zwei Kronen umgeben. Eine spürbare Wandlung der Form tritt erst in der Zeit von Bonifaz VIII. (1294–1303) ein, dessen Regnum tütenförmig in die Länge gestreckt ist, was reiche Verzierung der Außenwand nötig macht, um diese gewaltige, unten runde, oben mit einem großen Rubin geschmückte Haube abzustützen. Aus gleichzeitigem literarischem Zeugnis wissen wir, daß sie eine Elle hoch war, also jenes Maß besaß, das von Noah seiner Arche zugrunde gelegt worden war und als Grundmaß der Welt galt. Die Elle und der Kreis, die den Grundriß der Haube bildende mathematische Idealform und zugleich die des Orbis, sie waren also in das Regnum hineingesehen worden und hatten dessen Streckung bedingt. Wer richtig zu deuten wußte, las aus diesem abgewandelten Regnum die Quintessenz der Ansprüche heraus, die der letzte mittelalterlich-universalistische

Papst in der Bulle »Unam sanctam« der Welt verkündet hatte. Der von Bonifaz der Haube unterschobene Sinn ist jedoch bald preisgegeben worden, so daß die Haube wieder verkürzt werden konnte. Aber sie blieb doch so hoch, daß die Versteifung in der Horizontalen und der Vertikalen erforderlich blieb. In der Mitte des 14. Jahrhunderts läßt sich dann zuerst nachweisen, daß diese Ringe als drei Kronen ausgelegt wurden. So ergab sich, daß der Papst — wie sonst nur noch der mit der Deutschen, der Lombardischen und der Römischen Krone gekrönte Kaiser — drei Kronen trug, also es mit ihm auch in dieser Hinsicht aufnehmen konnte. So war aus dem Phrygium schließlich ein Triregnum, d. h. die Tiara geworden, die der Papst noch heute trägt — nur ist sie etwas bauchiger geworden<sup>24</sup>. —

Wie Form und Sinn sich wechselseitig bedingen, das ist ein Thema, das Stoff genug für einen eigenen Vortrag böte. Wir führen keine weiteren Belege an, suchen vielmehr nach weiteren Anhalten, die uns erlauben, die mittelalterlichen Herrschaftsinsignien aufzugliedern.

Als der nächstliegende bietet sich die Aufteilung nach der Herkunft an: wir setzten bereits zu solcher Sonderung an und brauchen auf diesem Wege nur fortzufahren.

Lanze und Schwert begegnen wohl auch auf spätantiken Herrscherdarstellungen, da Imperator und Basileus nicht nur Herrscher, sondern auch die obersten Krieger ihres Reiches waren. Aber diese Waffen sind bei ihnen nicht mehr als Zubehör zu einer der Amtstrachten des Kaisers. Anders im germanischen Bereich: der langobardische König wird durch die Überreichung der Lanze in die Herrschaft eingewiesen, er erhält durch sie die »Gewere« derselben, um den Ausdruck der Rechtssprache zu gebrauchen. Dazu ist jede Lanze gut, doch lag es nahe, eine besondere Lanze zu nehmen, eine altererbte, eine besonders prächtige oder eine durch Heilszeichen »fest gemachte«, also magisch geweihte, »beseelte«<sup>25</sup>, womöglich eine, die alle diese Eigenschaften vereinigte und deren Ansehen noch weiter stieg, wenn sie als Zeichen für den Übergang der Herrschaft auf einen neuen Fürsten gedient hatte. Was Wunder, wenn der nächste darauf sah, daß er mit

<sup>24</sup> Vgl. P. E. Schramm, Zur Gestalt der päpstlichen Tiara, in der Hist. Zeitschr. 152, 1935, S. 307–12, im Anschluß an G. Ladner in der Römischen Quartalschrift 42, 1934, S. 35–69.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu K. S. Kramer, Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, München 1940, bes. S. 84 ff.

der gleichen Lanze investiert wurde! Dann war sie nicht mehr ein auswechselbares Zeichen, sondern ein durch die Tradition geweihtes einmaliges Ding, dessen Verwahrung man sich angelegen sein ließ – man möchte sagen: eine Staatsreliquie, weil sie wie kirchliche Reliquien besonders verwahrt und vererbt wurde. Wurde sie nicht mehr als magisch-künftig angesehen, fand sich leicht eine christliche Legende, die die heidnische Heilskraft durch kirchliche Weihekraft ersetzte. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, wie das bei jener Lanze der Fall war, die im 9. Jahrhundert dem italienischen Könige gehörte und über Burgund an Heinrich I. kam, die im 10. Jahrhundert den deutschen Herrschern vorangetragen wurde, in einer Nachahmung in den polnischen Schatz gelangte und seit dem hohen Mittelalter nur noch als kirchliche, in das Reichskreuz eingelassene, schaftlose Reliquie verehrt wurde, weil das in ihr durchlöchernte Blatt eingelassene Eisen als ein Nagel vom Kreuze Christi galt, das nach der Legende die Kaiserin Helena wieder aufgefunden hatte. Die Schicksale der ja jetzt noch zum Wiener Schatze gehörenden Heiligen Lanze sind durch Adolf Hofmeister, Albert Brackmann, Hans-Walther Klewitz, Walther Holtzmann und Martin Lintzel so bekannt geworden, daß ich mich auf diese Andeutungen beschränken kann <sup>25a</sup>.

Wenn die Lanze unter den Herrschaftszeichen eine Rolle spielte, dann geschah dies also deshalb, weil sie das bereits im germanischen Bereich getan hatte. Zu der Lanze in der Hand des antiken Herrschers ergab sich erst dadurch eine Beziehung, daß bei den im 9. Jahrhundert einsetzenden Darstellungen des Herrschers mit Schild und Lanze antike Bildtypen zugrunde gelegt wurden, darunter jener im Halbprofil, der letzthin auf eine bekannte Darstellung Alexanders des Großen zurückging.

Gleiches gilt vom Schwert. In der germanischen Sage ist immer wieder von berühmten Schwertern die Rede, denen besondere Kräfte eigen sind und die als Geschenke oder Erbstücke von Held zu Held weiterwandern, und aus dem Boden sind genügend Schwerter wieder ans Tageslicht gehoben worden, die ebenso wie die Lanzen durch Heilszeichen oder Runenschrift festgemacht sind, um uns eine lebendige Vorstellung von solchen Schwertern zu spenden. Auch wissen wir, daß auf ihnen geschworen wurde, um die Eide beson-

<sup>25a</sup> Vgl. zuletzt M. Lintzel in der *Histor. Zeitschr.* 171, 1951 S. 303–10.

ders kräftig zu machen; denn die Kirche hat das nicht zu Unrecht als heidnische Magie empfunden und ist deshalb dagegen angegangen.

Das Schwert empfing, wer mannbar wurde; so war es ein Zeichen, daß der Träger bereits in die Gemeinschaft der Krieger aufgenommen war – ein Zugehörigkeitszeichen, das außerdem noch einen dinglichen Wert hatte, wenn es ein besonderes Schwert war. Ludwig der Fromme sandte sein Schwert sterbend dem ältesten Sohn, und ebenso tat es Karl der Kahle, um durch dieses und andere Insignien – wie es ausdrücklich heißt – den Erben »mit dem Königtum zu bekleiden«. Das Schwert fand daher seinen Platz in der Krönungszeremonie, und seine Rolle als Investitursymbol hat es im Unterschied zur Lanze behalten. Die Kirche durchschnitt zwar die Fäden zur heidnischen Vergangenheit, aber die ritterliche Legende webte neue. Es wurden bereits die beiden angeblichen Schwerter Karls des Großen im deutschen und im französischen Schatz erwähnt – beide jüngerer Datums und das eine in Wirklichkeit ungarischer, das andere nordgermanischer Herkunft. Die Könige von England wollten dahinter nicht zurückstehen: sie führten aus der Erbschaft des Hauses Anjou die »Curtana«, das Schwert Tristans. Jaime I. von Aragon war stolz darauf, das womöglich noch ansehnlichere Schwert des Cid zu besitzen, und wie ein germanischer Recke übersandte er es sterbend dem Erben (1276). Da in den romanischen Ländern im hohen Mittelalter aus der Königsweihe die Ritterweihe herausgenommen und ihr als eigener Akt vorgesetzt wurde, ist es dort aus einem Herrschaftssymbol wieder zu einem Zugehörigkeitszeichen – jetzt des Ritterstandes – geworden.

Ich erwähne als germanisches Erbteil noch die Baugen, die als »armillae« in den mittelalterlichen Berichten erscheinen. Wir kennen sie aus germanischen Männer- und Frauengräbern: Spangen mit den verschiedensten Verzierungen, die um den Oberarm und um das Handgelenk getragen werden. Delsenbachs Stiche lassen erkennen, wie die von den deutschen Königen einst getragenen, aber seit der Flucht nach Wien verschollenen Armillae aussahen: sie hatten sich aus Armspangen zu gewölbten Schildern verwandelt, die um den Oberarm getragen wurden. Auch die englischen Könige haben Armillae besessen: sie erhielten die Form breiter Ringe für das Handgelenk; Armillae solcher Form gehören noch heute zum Kronschatz.

Und schließlich der Thron. Hier kommen wir zu

cinem Zeichen der Herrschaft, das einerseits auf den in der Dichtung so oft erwähnten germanischen Hochsitz, andererseits auf die Sella und das Solium der Spätantike zurückgeht. Von allen dreien wissen wir nicht nur durch literarische Zeugnisse, sondern es haben sich auch noch Beispiele erhalten.

Germanische Königssitze haben allerdings die Zeiten nicht überdauert, da sie ja aus Holz hergestellt waren; aber von ihrem reichen Schnitzwerk vermitteln uns die Funde von Sutton Hoo (7. Jahrhundert) und Oseberg (9. Jahrhundert) eine Vorstellung, und mittelalterliche Hochsitze, die einmal in der Halle eines skandinavischen Hofbesitzers gestanden haben und jetzt im Museum verwahrt werden, lassen die Form, wenn auch in bescheidener Ausführung, erkennen: eine Kastenbank mit Rück- und Seitenlehnen, die für einen oder auch für mehrere Platz bietet<sup>26</sup>.

Wie eine »Sella«, der Magistratssessel, auf dem zunächst auch der Kaiser Platz genommen hatte und der dann nicht nur sein Vorrecht, sondern auch das hoher Beamter blieb, in Wirklichkeit aussah, zeigt der Pariser Dagobert-Thron, ein Prunkstuhl auf Stützen, die wie Tierleiber ausgestaltet sind und in Tierköpfen enden – in das Nordgermanische abgewandelt, finden sich solche Stützen auch im Oseberg-Fund. Diagonale Versteifungen unter dem Sitz des Dagobert-Throns erinnern an das »Faldistorium«, den Falstuhl, den bescheideneren Bruder der Sella, der dem frühen Mittelalter sowohl als Königs- als auch als Bischofssitz bekannt war.

Am Kaiserhof wurde im Zusammenhang mit der Übertragung göttlicher Attribute auf den Kaiser die Sella durch das »Solium«, den Götterthron, verdrängt. Er unterscheidet sich von ihr durch gesteigerten Prunk, durch die hohe Lehne und die den Sitz umschließenden Seitenwände, die die Gelegenheit zur Verzierung vermehren, ferner durch ein von Säulen getragenes Baldachin, das ursprünglich ein Abbild des Himmels ist und den Thron zum Tabernakel macht<sup>27</sup>.

Die Kaisersolia der späten Antike kennen wir nur durch mehr oder minder genaue Wiedergaben auf Münzen, Elfenbeinen und Mosaiken sowie durch Beschreibungen. Aber in ihre Reihe gehört auch die »Cathedra St. Petri«, die – verdeckt durch Berninis Skulp-

turen – in die Wand hinter dem Hochaltar von Sankt Peter eingemauert ist, eine breite Kastenbank mit schweren Eckpfosten, überhöht von einer durch Säulen und Bogen gegliederten Lehne, die durch einen giebelförmigen Aufsatz gekrönt ist. Noch fehlt die Untersuchung, die diesem einzigartigen Denkmal den ihm in der Kunstgeschichte gebührenden Platz sichert, da die Kurie sich noch nicht hat entschließen können, dies päpstliche Solium der Wissenschaft freizugeben. Aber eine ältere Photographie erlaubt trotz aller Mängel die Feststellung, daß die in die Vorderfront des Sitzes eingelassenen byzantinischen Elfenbeinplatten zur reifsten Phase der Makedonenzeit gehören<sup>27</sup>. Die Reformpäpste mögen also bereits auf diesem Solium, das im Laufe der Zeit zu einem Tragsessel umgearbeitet worden ist, Platz genommen haben.

Der dritte Thron, der sich außer dem Sessel Dagoberts und dem Stuhl des Papstes erhalten hat, ist Karls Hochsitz im Aachener Münster, Hochsitz in dem Sinne, daß der Kaiser von ihm aus die ganze Kirche zu überblicken vermochte, ein Hochsitz auch insofern, als zu ihm wie beim Throne Davids Stufen hinaufführen, aber der Form nach weder Hochsitz noch Sella, sondern ein aus ungeschmückten Platten gefügter Stuhl. Sucht man nach Parallelen, dann findet man die nächstverwandten unter den Bischofssitzen – aus romanischer Zeit hat Italien eine Reihe von solchen steinernen, allerdings viel schöner ausgestalteten Thronen bewahrt.

Wenn die Bischöfe sich solche Sitze in ihren Kirchen errichten ließen, dann war das nicht von ungefähr. Nach Andreas Alföldis Vermutung hatten sie dies Recht vom Kaiser erlangt, und da uns Theodor Klauser vor kurzem den Beweis geliefert hat, daß es sich bei den Insignien der Geistlichen, Pallium, Stola, Manipel, sowie bei der Gewandung und wohl auch bei der Mitra und dem Stabe um ursprünglich weltliche Rangabzeichen handelt, die der Klerus kraft kaiserlicher Erlaubnis anlegen durfte, ist jene Ableitung des Bischofssitzes, dessen ältestes Beispiel wir in der völlig mit Elfenbeinplatten überzogenen Maximinskathedra in Ravenna (6. Jahrhundert) erhalten finden, von den Sesseln des Kaisers und der hohen Beamten noch wahrscheinlicher geworden<sup>28</sup>. So stammt der Aachener,

<sup>26</sup> E. Birkeli, Högsäkt. Det gamle ondvege i religionshistorisk belysning, Stavanger 1932.

<sup>27</sup> A. Alföldi, Die Geschichte des Throntabernakels, in La Nouvelle Clio I, 1949/50 S. 537–66.

<sup>27</sup> Eine Reproduktion verdanke ich Herrn Dr. Peter Metz, Nürnberg, der eine Abhandlung über die Cathedra S. Petri vorbereitet.

<sup>28</sup> A. Alföldi, Insignien und Tracht der römischen Kaiser, in den

an die Stelle des germanischen Hochsitzes gestellte, dem Bischofsthron gleichende Davidsthron seiner Form nach wenigstens mittelbar aus antiker Tradition.

Dies Beispiel zeigt noch einmal, daß die von uns begonnene Aufteilung in germanisches und antikes Erbe nur zu einem Teil aufgeht, weil sich die beiden Traditionen schon in der Völkerwanderungszeit, in einzelnen Fällen noch früher miteinander verflochten haben. Deshalb soll nicht noch an der Geschichte von Lang- und Kurzstab, von Baculus und Sceptrum, in der die Beziehungen bis in die Urzeit hinaufreichen, das gleiche gezeigt werden; denn es würde sich kein neuer Gesichtspunkt ergeben.

Es muß aber noch etwas über den Reichsapfel gesagt werden; denn bei ihm handelt es sich im Gegensatz zu den bisher besprochenen Herrschaftszeichen um dasjenige, das einzig und allein aus der antiken Tradition stammt. Die »Sphaira«, lateinisch der »Globus«, ruht in der Hand des spätantiken Kaisers als des Divus, der die Attribute Jupiters, des Weltenherrschers, ergreifen darf. Und sie bleibt in seiner Hand, jedoch von einem Kreuze überhöht, nachdem das Christentum zur Staatsreligion geworden ist. So zeigen ihn unzählige Medaillen, Münzen, Elfenbeine und andere Darstellungen, die uns vorliegen und die daher auch schon die Aufmerksamkeit des Mittelalters auf sich gezogen haben. Das 9. Jahrhundert, vor die Aufgabe gestellt, die Karolinger abzubilden, bediente sich antiker Vorlagen und stellte die Kaiser der eigenen Zeit daher in Posen der Antike dar, womöglich auch – wie einmal im Falle Ludwigs des Frommen – in der Tracht eines antiken Kriegers. Von da aus war es nur ein Schritt, den Karolingern auf den Bildern auch einen Globus in die Hand zu drücken. Wir sehen das bei Karl dem Kahlen und Karl III., gewahren aber zugleich, daß die Künstler sich unter dem verchristlichten Attribut des Divus Imperator nicht viel vorzustellen vermochten, denn der eine malte in das Rund ein Kreuz, der andere das Herrschermonogramm hinein. Dann taucht der Globus auf den Siegeln auf, nachdem Otto I. zum Kaiser gekrönt ist. Aber hat er jemals in Wirklichkeit eine solche Kugel in der Hand gehalten? Handelt es sich etwa um einen Parallelfall zu jener Münze Heinrichs II., die ihn mit der antiken, sicherlich in Wirklichkeit nie getragenen Strahlenkrone zeigt? Sei dem, wie dem sei: zur Zeit Ottos I.

Mitteil. des Deutschen Archäol. Instituts, Röm. Abt. 50 (1935), S. 1–171, bes. S. 124 ff. – Th. Klauser, Der Ursprung der bi-

oder erst später, eines Tages war jedenfalls der Augenblick gekommen, in dem die Sachsenkaiser tatsächlich einen Globus ergriffen – bekannt ist die Erzählung des Rodulfus Glaber, daß Papst Benedikt VIII. im Jahre 1014 Heinrich II. bei der Kaiserkrönung einen auf sein Geheiß angefertigten und von einem Kreuze überhöhten Reichsapfel überreichte und dieser ihn dem Kloster Cluny weiterschenkte. So waren in Umkehrung des üblichen Vorganges die Kaiser ihrem Bilde ähnlich geworden. Der ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst darstellende Reichsapfel Konrads II. im Wiener Hort, Kupferrepliken aus den Speyerer Gräbern und das Armreliquiar des hl. Sigismund im Welfenschatz, ein einen kleinen Globus haltender Unterarm, zeigen uns, welche Form ihm im 11. Jahrhundert gegeben wurde. Eine Kennzeichnung als Abbild des »sphaira« oder auch nur des »orbis terrarum« fehlt, und auch die Ausdrücke »pila« und auch »palla«, dann auch »Apfel«, die das Mittelalter gebrauchte, zeigen, daß der ursprüngliche Sinn vergessen oder doch ganz zurückgetreten war. Dafür findet sich die neue Deutung, daß die Kugel mit Staub gefüllt sei und den Träger an die Vergänglichkeit alles Irdischen, also auch die seiner Kaisermacht, erinnern solle. Wiederum ein schlagendes Beispiel, wie Form und Sinn sich wandeln und sich wechselseitig bedingen. —

Wir führen die Aufteilung der Herrschaftszeichen nach ihrer Herkunft nicht zu Ende und richten statt dessen unser Augenmerk auf die bereits gestreifte Tatsache, daß außer einer Verchristlichung der Insignien auch noch eine Angleichung des Herrschers an den priesterlichen Bereich festzustellen ist. Wir müssen hier noch einen Schritt weitergehen.

Sowohl im Besitze Ottos III. und Heinrichs II. als auch des Königs Hugo Capet (987–96) sind Himmelmäntel nachweisbar, d. h. Mäntel, in die der Orbis terrarum, der Zodiacus und anderes eingestickt war. In Deutschland und Frankreich finden wir also dasselbe, und da ähnliches für die Karolinger noch nicht nachzuweisen ist, werden wir auf Otto I. zurückgeführt, der ja der Oheim Hugo Capets war. Der nahe liegende Schluß, der Kaiser habe einen solchen Mantel um seine Schultern gelegt, um seinen Anspruch auf eine universale Herrschaft sinnfällig zu machen, führt in die Irre; vielmehr ist hier an die Angabe in der »Weisheit Salomonis« zu erinnern, wonach auf dem Mantel

schöflichen Insignien und Thronrechte, Rektoratsrede 11. Dez. 1948, Krefeld o. J.

des Hohenpriesters »totus orbis terrarum« zu sehen war. Otto trug ihn also als »rex et sacerdos«, als neuer Melchisedek – das ist ja die Grundauffassung, die nach der Entzifferung durch Hansmartin Decker-Hauff als Sinn der Kaiserkrone erkannt ist. Wir sind jetzt auch berechtigt, die Mitra, die der Kaiser nach den Zeugnissen der folgenden Zeit unter der Krone trug, gleichfalls schon auf Otto I. zurückzuführen; denn das übergroße Achteck der Krone konnte auf keinem Haupte ruhen, wenn es nicht durch einen Einsatz ausgefüllt wurde. Krone und Mitra gehören aber nach dem Alten Testament ebenfalls zum Ornat des Hohenpriesters. Schließlich sind noch jene Glöckchen, die Tintinabula, anzuführen, mit denen nach der Graphia aureae urbis Romae, einer in Rom um 1030 aufgezeichneten Beschreibung des Kaisers und seines Hofes, alle seine Gewänder gesäumt sind<sup>29</sup>. Schon die liturgische Gewandung des 9. Jahrhunderts kannte sie, und sie finden sich auch noch an dem Mantel im Aachener Münsterschatz, den die Tradition mit Richard von Cornwall verknüpft. Ein zunächst seltsam anmutender Einfall, die Gewänder des Kaisers mit klingenden Schellen zu umsäumen; doch erklärt er sich wiederum dadurch, daß dergestalt auch die Gewänder des Hohen Priesters verziert waren. Welch eindrucksvolle symbolische Sprache: dieser Kaiser mit Krone und Mitra, mit dem Weltenmantel und den Glöckchen, die bei jedem Schritte tönnten so wie einst beim Hohenpriester, wenn er die Stiftshütte betrat und so die bösen Geister bannte! Ein Herrscher, der nach der Schlacht auf dem Lechfelde als Kaiser akklamiert worden war, aber keine Folgerung daraus gezogen hatte, der aber nach dem kurz vor der Kaiserkrönung aufgesetzten Mainzer Königsordo den »Typus Christi« trug<sup>30</sup> und dessen »mirus ornatus novusque apparatus« ihn wie den Hohenpriester des Alten Bundes einkleidete! König oder Kaiser, der Titelunterschied machte nicht mehr viel aus, wenn sich Otto bereits einen Gottvater und Christus so nahen Ort angewiesen hatte. Denn mögen seine Berater, ein Brun von Köln, ein Wilhelm von Mainz, Bruder und

<sup>29</sup> Abgedruckt bei P. E. Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio, II., Lpz. 1929 (Studien der Bibl. Warburg XVII, 2), S. 68; vgl. dazu S. 12, sowie I S. 206 und öfters über den hohenpriesterlichen Weltmantel, Glöckchen und Mitra.

<sup>30</sup> Abgedruckt bei P. E. Schramm, Die Krönung in Deutschland bis zum Beginn des Salischen Hauses (1028), in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte 55, Kanon. Abt. 24, 1935, S. 309 ff., dazu S. 266 ff.

Sohn, ihm auch den Weg gewiesen haben – er betrat ihn und ging ihn weiter. Insofern sind Krone und Apparatus das persönlichste Zeugnis, das wir von den großen Sachsen besitzen.

Die Eigenart dieser königlich-hohenpriesterlichen Gewandung tritt heraus, wenn man auf den Herrscherbildern des 9. Jahrhunderts gewahr wird, wie die Karolinger eine bis zu den Füßen wallende Tunika tragen. Das können die Miniaturmaler den Kunstdenkmälern der Antike abgeschaut haben; aber in diesem Falle machen literarische Zeugnisse gewiß, daß ihre Bilder der Wirklichkeit entsprachen. Ja, wir hören von Karl dem Kahlen, daß er sogar in »griechischer« Tracht, d. h. in einer dem Ornat des byzantinischen Kaisers nachgeahmten Gewandung vor ein Konzil trat. Zeitgenossen nahmen daran Anstoß, weil ihnen die Länge dieser Gewandung weibisch vorkam. Der Imperator und sein Nachfolger, der Basileus, nicht der Hohepriester, bestimmten also die Gewänder der Karolinger. In der schon einmal genannten Graphia hat dann um 1030 im Anschluß an die Neuerungen Ottos III., der von neuem seinen Blick auf das antike Kaisertum zurücklenkte, ein Römer den Versuch gemacht, die Kaisergewandung seiner Zeit Stück für Stück in Beziehung zur Kaisertracht des Altertums – so, wie er sie sich vorstellte – zu setzen. Aber diese Antikisierung des Kaiserornats hat sich auf die Dauer nicht durchgesetzt.

Statt dessen geht die Klerikalisierung der Herrschergewänder weiter<sup>31</sup> – so muß man sagen, denn der hohenpriesterliche Sinn verflüchtete sich zu einer Angleichung der Herrschergewandung an die des Priesters, weil der Anspruch, König und Priester zugleich zu sein, seit Heinrich II. von den Kaisern nur noch in abgemilderter Form vertreten wurde. Der Himmelsmantel gerät in Vergessenheit, die Glöckchen werden ganz allgemein Zierat an vornehmer Gewandung und sinken dann ab, bis sie schließlich nur noch der Narr trägt. Jedoch die Mitra erhält sich und wird durch die Päpste seit der Reformzeit auch anderen Fürsten verliehen. Vor allem sind es die Namen der königlichen Gewandstücke: Tunika, Dalmatika usw., die eine Beziehung zu den liturgischen Parallelstücken aufrecht-

<sup>31</sup> Ich gehe hierauf nicht näher ein, da davon die Rede ist in meinem Aufsatz: Sacerdotium und Regnum im Austausch ihrer Vorrechte, in den Studi Gregoriani, raccolti da G. B. Borino II, Rom 1947, S. 403–57. In dankerfüllter Erinnerung bekenne ich mich hier zu den Anregungen, die ich den Büchern und Aufsätzen Eduard Eichmanns (†) entnommen habe.

erhalten und daher den mittelalterlichen Staatstheoretikern auch noch nach dem Investiturstreit einen willkommenen Beweis dafür bieten, daß der Herrscher kraft seiner Salbung Anteil am Priestertum habe. Es würde sich ein aufschlußreiches Kapitel ergeben, wenn wir dafür die Belege nicht nur aus der Geschichte des Reiches, sondern auch aus England und Spanien, Frankreich und Böhmen zusammenstellen würden; denn hier handelt es sich um einen das ganze Abendland umspannenden Vorgang, der selbst im 15. Jahrhundert noch fortwirkt: als man Friedrich III. bei seiner Kaiserkrönung den Mantel nach antiker Art auf der Schulter zusammennesteln wollte, verlangte er, daß er ihm nach Art der Geistlichen auf beide Schultern gelegt werde, weil das sein Recht sei.

Wenn wir das eben Gesagte noch einmal überdenken, dann gewahren wir, daß sich uns das Thema unter den Händen geweitet hat: wir kamen von den Insignien zu der aus vielen Einzelstücken zusammengesetzten Gewandung, bei der nun wieder gefragt werden könnte: Woher stammen ihre Teile? Wie wandelten sich bei ihr Form und Sinn? Wir beschränken uns und stellen nur noch zusammenfassend fest:

Die Gewänder, die ebenso zu einem richtigen König gehören wie seine Insignien, sind dadurch von den Prunkgewändern der Vornehmen abgesetzt, daß sie sie durch Pracht, Farbe und Kostbarkeit der Stoffe übertreffen, vor allem dadurch, daß sie an die der Imperatoren, des Hohenpriesters oder des Klerus gemahnen, indem sie so geschnitten oder so getragen werden wie diese. Zum mindesten der Mantel, die Chlamys, ist purpurn. Aber diese Farbe bleibt nicht Vorrecht der Herrscher; der Papst benutzt sie gleichfalls, und seit dem 11. Jahrhundert beanspruchen sie auch die Kardinäle. Andererseits bevorzugt der König von Frankreich schließlich für alle Gewänder seine Wappenfarbe, das Blau. Hermelin spielt bereits im Mittelalter eine Rolle, wird aber erst in neuerer Zeit zum Vorrecht der Fürsten. Je mehr die Mode sich vom Mittelalter entfernt, um so altertümlich-feierlicher wirken die Königsgewänder, weil sie nur behutsam dem Wandel des Geschmacks Rechnung tragen. Dort, wo die alten erhalten blieben und weitergetragen wurden – so in Frankfurt bis zum Ende des Alten Reiches und in Ungarn bis in den ersten Weltkrieg hinein –, war es schließlich, als wenn eine Gestalt aus einem anderen Zeitalter unter die Menge trat.

Diese Gewänder wurden mit den Herrschaftszei-

chen zusammen verwahrt und teilten das Ansehen, das diesen entgegengebracht wurde. Wer sich mit den Insignien befaßt, darf also an dem Herrscherornat nicht vorbeisehen. In mehr als einem Ordo ist vorgesehen, daß der König nicht nur mit den Insignien, sondern auch mit dem Mantel investiert wird, und in seinem Rechtsbuch »Espéculo« hat Alfonso der Weise von Kastilien – hier dem römischen Rechte folgend – Aneignung und Beleidigung der königlichen Gewänder unter Strafe gestellt. —

Damit sind wir so weit, daß wir die Feststellungen, die sich bei den einzelnen Herrschaftszeichen ergaben, zusammenfassen können.

Wir stellten bereits fest, daß diese dem Ursprung nach von sehr verschiedener Art sind:

der Reichsapfel ist ursprünglich ein Attribut des Weltengottes,

die Armilla ist ein germanisches Zierstück, das auch einen Frauenarm schmücken kann,

das Schwert ist Waffe, Prunkstück, womöglich magisch festgemacht und durch Sage und Vererbung ehrwürdig, Zeichen der Kriegergemeinschaft, Herrschaftszeichen, schließlich Ausweis der Ritterwürde;

von der Lanze gilt ähnliches, aber bei ihr überwiegt wegen des Nagels Christi schließlich ihr Reliquiencharakter; als Lanze behält sie Bedeutung nur noch im Akte der Belehnung.

Am verwickeltesten ist die Geschichte der Stäbe, noch verwickelter als sie Karl von Amira in seiner berühmten Abhandlung über das Stabsymbol darstellte: denn Baculus und Sceptrum sind nur Sonderfälle aus einer Unzahl von Stabsymbolen der Antike, der Kirche und des Germanentums<sup>32</sup>.

Schwert und Lanze gehören zu jedem Krieger, der Hochsitz zu jedem Besitzer eines Hofes; Krone, Stab und Thron stehen jedoch nur dem Herrscher, Bügelkrone und Reichsapfel nur dem Kaiser zu. Wer sie als König trägt, zeigt damit der Welt, daß er hinter dem Kaiser nicht zurückstehen will; das läuft auf dasselbe hinaus wie die roten Beinlinge der byzantinischen Kaiser, die der König von Sizilien trug. Die Herrschaftszeichen setzen sich also zusammen aus solchen, die den Träger sofort als König oder Kaiser kenntlich machen, und solchen, die auch andere in die Hand nehmen oder anlegen dürfen, also aus Sonderzeichen und

<sup>32</sup> Vgl. neuerdings F. R. Focke, Szepter und Krummstab, in der Festgabe für Alois Fuchs, Paderborn 1950, S. 337–87.

aus Dingen, die erst durch besondere Qualitäten Einmaligkeit erlangen und dadurch zu Herrschaftszeichen werden. Unter sich sind sie nach Rang und Wert verschieden: ein König braucht keine Armilla anzulegen und kann sein Schwert auch einem Spatharius, dem Schwertträger, anvertrauen; aber er muß zum mindesten eine Krone tragen – selbst den im Bette ruhenden König pflegen die mittelalterlichen Miniaturenmalerei mit einer Krone und einem seiner Würde entsprechenden Gewande darzustellen.

Der Weg zurück führt also sowohl in den germanischen Raum als auch in den des Mittelmeers, und zwar wirkt dieser sowohl vom heidnischen als auch vom christlichen Altertum aus ein. Die Kirche hat dann im Laufe der Zeit noch weiteres hinzugetan. Dabei mag hier auf sich beruhen, daß die ausgehende Antike mit dem Iran wetteiferte und daher in das vollständige Bild auch die Herrscherpracht der Arsakiden und Sassaniden gehörte.

Ein solches Zusammenfließen ganz verschiedener Traditionen ist ja für das ganze Mittelalter bezeichnend; auf unserem Gebiet ist es nur besonders sinnfällig. Bedeutsamer will mir scheinen, daß die Bahnen der Tradition in ganz verschiedene geistige Bereiche zurückführen: in den antiken Götterhimmel und in die germanische Magie, in das Zeremoniell des römisch-byzantinischen Kaiserhofes und in die christliche Allegorese, in die Region weltlicher Wehrhaftigkeit und die kirchlicher Hierarchie. So könnte man noch länger fortfahren, denn so gut wie alle Sphären menschlichen Sinns und Trachtens, von der noch unheimlich-dunklen bis zu der kühner Gedankenspekulationen, haben zu den Herrschaftszeichen des Mittelalters beigetragen.

Es ist üblich, alles, was wir aufzählten, trotz der von uns aufgewiesenen Unterschiede unter dem bequemen Sammelnamen »Herrschersymbolik« zusammenzufassen. Aber sie scheint mir in sich so verschiedenartig zu sein, daß ich schon früher einmal vorgeschlagen habe<sup>33</sup>, statt dessen von Herrschaftszeichen, sowie Amts-, Rang- und Standeszeichen und allgemeinen Sinnzeichen zu sprechen. Das hat den Vorteil, daß alle die mannigfachen Gedankenverbindungen, die sich bei dem in so schillernder Bedeu-

tung verwandten Worte »Symbol« einstellen, ausgeschaltet bleiben.

Ich will von dem Versuche absehen, die Insignien und Gewänder des Herrschers nun entsprechend der vorgeschlagenen Nomenklatur einzuteilen; denn ich müßte sie noch ergänzen, um den verwickeltem Sachverhalt gerecht zu werden. Aber halten wir uns hier einmal an den Ausdruck »Sinnzeichen«! Er führt auf das, was das Wesentlichste an ihnen ist. —

Alles, was der König an Insignien und Gewändern trägt, hat einen Sinn oder strebt danach, einen Sinn zu erlangen. Die Auslegung ist jedoch in ständiger Bewegung und wird nie eindeutig. Die Bedeutung der Königsordines liegt nicht zum mindesten darin, daß sie – so möchte ich sagen – jeweils die amtliche Auslegung der Herrschaftszeichen festgelegt haben: die Investiturformeln oder die Art, wie die Insignien dem Gekrönten ausgehändigt werden, machen das deutlich, und der nächstfolgende Ordo läßt dann erkennen, ob an dieser Auslegung festgehalten worden ist oder ob sie sich verschoben hat. Aber sieht man sich dann an, was Männer wie Wipo im 11. oder Gervasius von Tilbury am Ende des 12. Jahrhunderts für den Träger der Krone oder seinen Erben über den Sinn der Herrschaftszeichen niederschreiben, dann stimmt es nur zum Teil mit der in den Ordines festgelegten Bedeutung zusammen. Hört man sich dann weiter in den Aussagen um, die außerhalb des höfischen Bannkreises über die Herrschaftszeichen gemacht worden sind, dann trifft man erst recht auf anderslautende Deutungen. Denkbar ist allerdings, daß eine von solcher Art so überzeugend wirkt, daß sie sich durchsetzt. Man nehme z. B. die Legende, die sich an den Waisen, den sagenhaften Stein an der Stirnplatte der Kaiserkrone geknüpft hat: sie ist zuerst im 11. Jahrhundert in der Sage vom Herzog Ernst greifbar und wird dann von Walther von der Vogelweide in dem berühmten Spruch über König Philipp – also, so müssen wir im Anschluß an die eben benützte Terminologie sagen, im amtlichen Bereich – als bekannt vorausgesetzt. Es gibt also bei keinem Herrschaftszeichen eine kanonische Auslegung, sondern durchweg mehr als eine, die sich nicht durch falsch und richtig unterscheiden, sondern dadurch, daß sie mehr

zustimmend oder abändernd mit meinen Vorschlägen auseinandergesetzt, und Prof. Dr. Karl Hugelmann wird in einem noch ungedruckten Werke auf die Frage zurückkommen.

<sup>33</sup> Vorrede zu B. Schwineköper, *Der Handschuh in Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben*, Berlin 1938 (Neue Dr. Forschungen, Abt. Ma. Gesch. V) S. I–XVIII. Cl. Frhr. von Schwerin und andere Rechtshistoriker haben sich

oder minder überzeugend sind. Daher ist es auch möglich, daß zwei, ja drei gleich »richtig« sind – so wie ein Bibeltext, allegorisch ausgelegt, ja auch mehrere Sinne hintereinander birgt.

Nicht nur dies: diese Deutungen, bei denen seit dem hohen Mittelalter die allegorische oder doch eine der allegorischen Denkart angepaßte Auslegung die ältere beiseite drängt, wandeln sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Denn was dem einen einleuchtend schien, überzeugt das folgende nicht mehr; was dem einen wichtig dünkte, verliert seinen Belang und wird deshalb durch einen neuen Sinn ersetzt. Das Ding mag seine Form bewahren, das Raten nach dem Sinn geht weiter. Es wäre deshalb erforderlich, die Bedeutungsgeschichte eines jeden Zeichens und der einzelnen Gewandstücke zu schreiben – das wäre kein müßiges Unterfangen; denn zusammengenommen würde das eine Geschichte des mittelalterlichen Vermögens ergeben, das Sicht- und Greifbare als Zeichen des Nicht-Sinnfälligen zu deuten. Das sicherlich umfangreiche Buch, das dafür erforderlich wäre, würde ein Gegenstück zu der berühmten Einleitung in Jacob Grimms Rechtsaltertümern, in der er die Einkleidung des Rechts in das schimmernde Gewand der Sprache behandelt hat, und zu Karl von Amiras Untersuchungen über die Gebärden bilden.

Damit kommen wir abschließend auf den größeren Zusammenhang, in den die Herrschaftszeichen hineingehören.

Das Mittelalter gerät durch die Art unserer Forschung leicht in die Gefahr, zerfasert zu werden. Die Kunstgeschichte hat die durch die Gegebenheiten ihres Faches begreifliche Tendenz, alle Fäden aufzuspüren, die in die Antike zurückführen, und kommt auf diesem Wege dazu, nur noch Übergänge zu sehen. Das dicke Buch von Ernst Robert Curtius über »Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter« (Bern 1948) beschreitet literargeschichtlich ähnliche Bahnen. Im Bereiche der Dogmen- und der Philosophiegeschichte sieht es nicht anders aus. Und wenn es nicht die Antike ist, dann ist es – so z. B. in der Sprach- und Rechtsgeschichte – das germanische Altertum. Und auf dem anderen Ende dieses Weges sieht es nicht anders aus: wir suchen zu erkennen, wie weit die Neuzeit bereits im Mittelalter vorbereitet war, wie lange in ihr das Mittelalter noch nachwirkte. Das hat alles seine volle Berechtigung. Aber darüber darf die Eigenständigkeit des Mittelalters nicht vergessen werden.

»Bild« bedeutet in der Antike, in der Spätantike, in der Zeit der Völkerwanderung, im frühen, im hohen und im späten Mittelalter jeweils etwas ganz Verschiedenes, mögen auch noch so viele ikonographische oder stilgeschichtliche Zusammenhänge nachweisbar sein. Denn in jeder Zeit soll das Bild etwas anderes, ist sein Belang ein anderer, hat es eine andere Aussagekraft. Das gleiche gilt, wenn wir einen Querschnitt durch dieselbe Zeit ziehen: das gleiche Wort, gelesen in der Bibel und allegorisch verstanden, gesprochen in der Liturgie und unterlegt mit Musik, verwandt als bindende Formel in einem Rechtsakt, als Zier genommen in einem Vers oder sachlich benutzt in einem scholastischen Traktat, ist dem Klange nach dasselbe und hat doch völlig verschiedene Funktionen, verschiedene Aussagekraft, verschiedenes Gewicht, und daher auch verschiedene Bedeutungen.

»Bild« und »Bild«, »Wort« und »Wort« sind daher gar nicht so kommensurable Größen, wie es der Wissenschaft leicht scheint. Es besteht vielmehr die Aufgabe zu prüfen, wie Bild und Wort einer Epoche Bild und Wort einer anderen gegenüberstehen; und nicht nur sie und die Sinnzeichen, die unser Thema bildeten, sondern auch noch vieles andere. Der Schlüssel liegt eben bei jenem Bestreben des Mittelalters, im Sicht- und Greifbaren Nicht-Sinnfälliges aufzudecken und Nicht-Sinnfälliges sicht- und greifbar einzukleiden. Auch die Antike hat dies gekannt, aber nicht in der Art und nicht in der Stärke wie das Mittelalter, und die Neuzeit besitzt es noch, aber nicht mehr in der Selbstsicherheit und Kraft wie das Mittelalter. Die Geschichte des mittelalterlichen Rechts ist von ihm beherrscht, die Kunst des Mittelalters ist ohne Einsicht in dies Bestreben unverständlich, für die Kirchengeschichte braucht man nur auf die zentrale Stellung des Sakraments, für die Philosophie auf den Realienstreit hinzuweisen, und so könnte man fortfahren: kaum eine Wissenschaft, die sich mit dem Mittelalter befaßt, würde fehlen.

Das Gebiet aber, in dem dies Grundproblem des Mittelalters, in dem seine Eigenständigkeit gegenüber Antike und germanischem Altertum einerseits, der Neuzeit andererseits am deutlichsten greifbar ist, in dem innerhalb des Mittelalters sich die Zeiten am deutlichsten trennen lassen, in dem innerhalb des Abendlandes die Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern am sichersten zu greifen sind, das ist der Bereich der Herrschaftszeichen.